

*Benigna Gerisch & Vera King*

## Liebesordnungen der Gegenwart



**psychosozial**

46. Jahrgang, Nr. 3, 2023, Seite 5–13

Psychosozial-Verlag

DOI: 10.30820/0171-3434-2023-3-5



# Impressum

## psychosozial

46. Jg. (2023) Heft III (Nr. 173)

<https://doi.org/10.30820/0171-3434-2023-3>

**ISSN (Print-Ausgabe):** 0171-3434 · **ISSN (Online-Ausgabe):** 2699-1586

<https://www.psychosozial-verlag.de/ps>

**HerausgeberInnen:** Michael B. Buchholz, Pradeep Chakkarath, Oliver Decker, Jörg Frommer, Benigna Gerisch, Rolf Haubl, Marie-Luise Hermann, Vera King, Carlos Kölbl, Joachim Küchenhoff, Katja Sabisch, Jürgen Straub, Hans-Jürgen Wirth und David Zimmermann

**Ehemalige HerausgeberInnen:** Hellmut Becker, Dieter Beckmann, Iring Fetscher, Hannes Friedrich, Hartmut von Hentig, Albrecht Köhl, Jan Lohl, Annegret Overbeck, Horst-Eberhard Richter, Hans Strotzka, Ambros Uchtenhagen, Eberhard Ulich, Jürg Willi, Gisela Zenz und Jürgen Zimmer

Mit Heft I/2014 fusionierte die Zeitschrift *Psychotherapie & Sozialwissenschaft* mit der Zeitschrift *psychosozial*.

**Ehemalige HerausgeberInnen der Zeitschrift *Psychotherapie & Sozialwissenschaft*:** Jörg Bergmann, Brigitte Boothe, Michael B. Buchholz, Oliver Decker, Jörg Frommer, Bernhard Grimmer, Martin Hartung, Marie-Luise Hermann, Tom Levold, Kathrin Mörtl, Annegret Overbeck, Jürgen Straub, Ulrich Streeck und Stephan Wolff

**Geschäftsführende Herausgeberin und Redaktion:** Dr. Marie-Luise Hermann, Rychenbergstr. 26, CH-8400 Winterthur, E-Mail: [mlhermann.praxis@bluewin.ch](mailto:mlhermann.praxis@bluewin.ch)

**Abo-Verwaltung:** 06 41 - 96 99 78 18, [aboservice@psychosozial-verlag.de](mailto:aboservice@psychosozial-verlag.de)

**Verlag:** Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Walltorstraße 10, D-35390 Gießen

E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de), [www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

**Umschlaggestaltung:** nach Entwürfen des Ateliers Warminski, Büdingen

**Umschlagabbildung:** Oskar Schlemmer, *Vier Figuren und Kubus*, 1928

**Satz:** metiTec-Software, [www.me-ti.de](http://www.me-ti.de)

**Bezugsgebühren:** Für das Jahresabonnement EUR 65,90 (inkl. MwSt.) zuzüglich Versandkosten. Studierendenabonnement 25% Rabatt (inkl. MwSt.) zuzüglich Versandkosten. Lieferungen ins Ausland zuzüglich Mehrporto. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeitraums erfolgt. Preis des Einzelheftes: EUR 22,90.

**Bestellungen** richten Sie bitte direkt an den Verlag oder wenden Sie sich an Ihre Buchhandlung.

**Anzeigen:** Anfragen bitte an: [anzeigen@psychosozial-verlag.de](mailto:anzeigen@psychosozial-verlag.de)

**Copyright:** © 2023 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

**Erscheinungsweise:** Viermal im Jahr

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, bleiben vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

**Manuskripte:** Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein. Vor der Veröffentlichung durchlaufen die Beiträge ein Peer-Review-Verfahren. Mit der Annahme des Manuskriptes erwirbt der Verlag das ausschließliche Verlagsrecht auch für etwaige spätere Veröffentlichungen.

**Datenbanken:** Die Zeitschrift *psychosozial* wird regelmäßig in der Internationalen Bibliographie der geistes- und sozialwissenschaftlichen Zeitschriftenliteratur (IBZ – De Gruyter Saur) und in der Publikationsdatenbank PSYNDEX des Leibniz-Institut für Psychologie/Leibniz Institute for Psychology (ZPID) erfasst.

**CIP-Einheitsaufnahme der Deutschen Bibliothek:** Psychosozial. – Gießen: Psychosozial-Verl. Erscheint jährlich viermal – Früher im Rowohlt-Taschenbuch Verl., Reinbek bei Hamburg, danach in der Psychologie Verl. Union, Beltz Weinheim. – Erhielt früher Einzelbd.-Aufnahme. – Aufnahme nach 53. Jg. 16, H. 1 (1993).

# Liebesordnungen der Gegenwart

## Sozialpsychologisch-psychoanalytische Perspektiven

### Editorial

*Benigna Gerisch & Vera King*

psychosozial 46. Jg. (2023) Heft III (Nr. 173) 5–13

<https://doi.org/10.30820/0171-3434-2023-3-5>

[www.psychosozial-verlag.de/ps](http://www.psychosozial-verlag.de/ps)

In diesem Schwerpunktheft werden unterschiedliche disziplinäre Zugänge dargestellt, die den gegenwärtig beobachtbaren kulturellen Wandel von Beziehungen, Begehren und Sexualität untersuchen. Gefragt wird jeweils, welche Veränderungen zu konstatieren sind – nicht zuletzt mit Blick auf Folgen der Digitalisierung. Dabei geht es um neue Varianten von Beziehungsmodellen, aber auch um Wünsche und Anforderungen an Partnerschaften oder um die mit Liebe und Sexualität verknüpften Sehnsüchte, Fantasien und Utopien. Konzeptuell liegt ein besonderer Fokus auf den Schnittstellen von Kultur, Gesellschaft und Psyche, auf dem Ineinandergreifen von soziokulturellen Wandlungsprozessen und psychischen Dispositionen der Akteure. Übergreifend werden in diesem Sinne zugleich Formen der Übersetzung zwischen »äußerer« und »innerer« Realität analysiert.

Der kulturelle Wandel in der gegenwärtigen Moderne lässt sich für jene sozialen Milieus, die dabei mitzuhalten versuchen, mit Stichworten wie Singularisierung oder einer Art Hyper-Individualisierung umschreiben, insofern normative und praktische Orientierungen dann geprägt sind von Selbstverwirklichungsidealen, Optimierungs- und Machbarkeitsstreben. Diese überdies von Digitalisierungsprozessen, Beschleunigung und Effizienzdruck geprägten sozialen Verhältnisse und Praktiken haben signifikante Auswirkungen auf Beziehungsmuster. Sie vervielfältigen die Diversität von Lebens- und Liebesformen und haben auch partielle

(Neu-)Ordnungen der Geschlechterverhältnisse, mit progressiven und regressiven Bewegungen, hervorgebracht.

Die Zunahme individualistisch optimierenden Lebensführung und die damit einhergehenden Risiken des Verlusts an Selbstsorge und Fürsorge in Beziehungen (vgl. King et al., 2021), verbunden mit zugleich gestiegenen Anforderungen an Partnerschaft – insbesondere in der hochqualifizierten Mittelklasse – verdichten sich in dem, was Reckwitz (2017) als »kuratierte Gesellschaft und kuratierte Beziehung« bezeichnet hat und von ihm als charakteristisches Phänomen der Spätmoderne begriffen wird.

Dieses Lebens- und Beziehungsmodell, dem gleichermaßen Selbstverwirklichungsideale, das Streben nach Einzigartigkeit und Außergewöhnlichkeit wie auch (instrumentelle) Bindungswünsche inhärent sind, bleibt zwangsläufig ein kaum realisierbares oder zumindest brüchiges Konstrukt. Die »reine Beziehung«, die bei Giddens (1993) noch als eine freiwillige, aushandelbare Verbindung zweier Subjekte idealtypisch aufscheint, wird von Illouz (2011) als Utopie einer »vertragsbasierten Beziehung« begriffen, die sich im Zuge zunehmender Individualisierung und Freiheitsmaxime in Unverbindlichkeit und Austauschbarkeit auflöse und unter anderem in der vermehrten Konsumkultur von Dating-Apps prominent zum Ausdruck kommt.

Die Trias der Liebe, bestehend aus Intimität, Leidenschaft und Bindung (vgl. Sternberg, 1997), sei gegenwärtig vor allem um den Aspekt

von Bindung und Bindungsfähigkeit beraubt und der Marktförmigkeit sexueller Beziehungen und ökonomisierter Modelle der Selbst- und Lebensgestaltung gewichen. Damit lässt sich der gegenwärtige kulturelle Wandel von Liebes- und Beziehungsmodellen als ein *Paradox* beschreiben, mit einem Spannungsverhältnis zwischen der scheinbaren Überwindung von traditionellen Varianten der romantischen Liebe einerseits und zugleich des Angewiesenseins auf Liebe, Sexualität – oder auch der »optimierten« Beziehung als Garanten der Selbstwertbestimmung andererseits.

Ein Blick auf die Empirie zeigt, wie und auf welche Weise sich strukturelle und diskursive Wandlungen in der Diversifikation gegenwärtiger Liebes- und Lebensmodelle manifestieren (vgl. auch Sigusch, 2007): Inzwischen sind Patchworkkonstellationen mit mehreren Kindern aus verschiedenen Liebesbeziehungen, Partnerschaften ohne Trauschein, polyamoröse Konstellationen, serielle Monogamie, Modelle des Living-apart-Together, auch bedingt durch zunehmende Flexibilisierung und Mobilisierung und Schichtsysteme in Arbeitsbezügen, gleichgeschlechtliche Partnerschaften mit oder ohne Kind, digital gestützte autoerotische Praktiken, eine eklatante Zunahme von Singlehaushalten insbesondere in Großstädten, dem ständigen Knüpfen und Lösen von Beziehungen (Illouz, 2022) und Varianten der »postfamilialen Familie« keine Seltenheit mehr.

Die Zahl der Hochzeiten sank seit den 1950er Jahren mit im Schnitt 750.000 pro Jahr auf einen historischen Tiefstand von 360.000 geschlossenen Ehen im Jahr 2021. Zugleich hielten die Ehen länger, durchschnittlich 14,5 Jahre, im Vergleich zu den 1990er Jahren, in denen Paare etwa nur 11,5 Jahre zusammenblieben. Deshalb, so Wutzler (2019), könne nicht von einem Bedeutungsverlust der Ehe, sondern müsse von einem *Bedeutungswandel* gesprochen werden, da sie ihre Relevanz für die Statussicherung eingebüßt habe. Ehen würden nicht mehr aus rein ökonomischen Gründen geschlossen, sondern seien divers und individuell ganz unterschiedlich motiviert. Die Zahl der Scheidungen wiederum ist stark gestiegen: So lag die Rate im Jahr 2021 bei 39,9%, das heißt auf drei

Eheschließungen kamen demnach mehr als eine Scheidung. Auch das durchschnittliche Heiratsalter liegt inzwischen um zehn Jahre höher, im Vergleich zu den Befunden von vor 50 Jahren. Längere Ausbildungs- und Studienzeiten werden hier, ungeachtet der psychischen Dispositionen oder normativen Anpassungen an eine perfektionierte Lebensführung, als Begründung angeführt. Die Zahl der gleichgeschlechtlichen Ehen stieg zunächst nach Oktober 2017 mit der rechtlichen Legalisierung sprunghaft an, stagniere nun aber. Es ließen sich vor allem Umwandlungen von eingetragenen Lebenspartnerschaften in Ehen konstatieren.

Ebenfalls verschoben hat sich das Alter der Erstgebärenden im Verlaufe der letzten Dekade, und zwar europaweit. Im Durchschnitt lag das Alter von Frauen in Deutschland, die ihr erstes Kind bekamen, bei 30,2 Jahren (vgl. Statistisches Bundesamt). Ein Hintergrund ist, dass bei Frauen mit Kinderwunsch und Karriereplanungen verschiedene konfligierende Problemlagen bewältigt werden müssen: zum einen die Befürchtung, nicht mehr rechtzeitig den passenden Partner für die Familienplanung zu finden, der seinerseits zunächst vor allem vom beruflichen Fortkommen absorbiert ist, zum anderen die Sorge, mit einem Kind beruflich den Anschluss zu verlieren oder auch auf traditionelle asymmetrische Paar- und Geschlechterkonstellationen zurückgeworfen zu werden.

Technisierte Angebote, wie etwa das auch von großen Techfirmen wie Facebook angebotene Einfrieren von Eizellen oder immer ausgefeiltere Varianten der In-vitro-Behandlungen, wirken dann wie technisch machbare Lösungsstrategien in einem scheinbar unlösbaren Dilemma – vor dem Hintergrund immer noch bestehender politischer und ökonomischer Machtunterscheide zwischen den Geschlechtern. Sie führen nicht selten dazu, dass das Projekt Familienplanung, unter Ausblendung biologisch-physischer Begrenzungen, auf eine unbestimmte Zukunft verschoben wird, wobei wiederum reproduktionsmedizinische Angebote teils mögliche, teils unrealistische Abhilfe versprechen.

Fraglos stellt auch die große Bedeutung digitaler Kommunikation und sozialer Medien

für die Neuordnung von Liebes- und Beziehungsmodellen eine der folgenreichsten Transformationen dar: »So verändern beispielsweise Beziehungen ihre Gestalt und Dynamik: hinsichtlich Kommunikation und Umgangsweisen, Formen der Zu- und Abwendung, des Zusammen- und Getrenntseins, des Da- oder Dort-Seins, Kontakt und Abschied, Intimität und Distanz. Die Anderen und das Selbst, Leiblichkeit und Affekte werden im Zuge dessen auch anders erfahren und erlebt [...]. Entferntes rückt näher, wird digital-medial erlebbar, während zugleich das Nahe an Bedeutung verlieren kann, wenn Kommunikation und leibliche Präsenz auseinandertreten. Die bedeutsamen Anderen werden umso mehr auch in digitalen Welten verortet. Die digital-mediale Darstellung des Selbst, die Projektion des Selbstbilds in den ›digitalen Spiegel‹ sowie die erhofften Spiegelungen oder aber ausbleibenden oder unerwünschten Antworten in digitalen Netzwerken gewinnen umso mehr an Bedeutung« (King & Gerisch, 2019, S. 633).

Die enorme Verbreitung und Inanspruchnahme von Dating-Apps wie Tinder und OK-Cupid, oder kostenintensive Plattformen wie Parship oder Elitepartner – mit ihrer inhärenten Paradoxie perfektionierter Selbstinszenierung einerseits und der Suche nach emotionaler Authentizität andererseits – offenbaren aber zugleich das ungebrochene Bedürfnis nach Bindung und Beziehung. Sie bringen auch romantische Sehnsüchte zum Ausdruck, den oder die »Richtige(n)« zu finden, die durch die Illusion von Quantifizierungstechniken, informationsbasierten und immer feinkörnigeren, algorithmisch generierten Kriterien der Partnerwahl, zum Beispiel durch Matching-Points, unaufhörlich genährt werden. Zugleich sind die Indienstnahme dieser Techniken und Medien, trotz passagerer narzisstischer Gratifikationserlebnisse, von großem Unbehagen und der Angst vor Austauschbarkeit und Beliebigkeit durchwirkt. Sie liegen damit gleichsam quer zur ursprünglichen Glücksverheißung und münden nicht selten in Enttäuschung, Rückzug und Frustration, wenn die Nutzerinnen und Nutzer sich früher oder später doch nur als austauschbare und missbräuchlich behandelte

Objekte instrumentalisiert erfahren oder fühlen.

Aus sexualwissenschaftlicher Perspektive betrachtet hätten sich die herkömmlichen asymmetrischen Geschlechterpolarisierungen indes verflüchtigt: Kaum noch wird von einer unterschiedlichen Triebhaftigkeit von Mann und Frau ausgegangen. Die Unterschiede in der Sexualerziehung der Geschlechter ist, zumindest in modernisierten Industriegesellschaften, weitestgehend aufgehoben, sodass sich traditionell als geschlechtsspezifisch erachtete Unterschiede nahezu nivelliert zu haben scheinen: Frauen wollen wie Männer auch Sex ohne Liebe; Frauen »nehmen« sich den Mann, wenn sie es wollen. Umgekehrt wollen Frauen und Männer auch Sex *und* Liebe. Und manchmal wollen Frauen und Männer weder das eine noch das andere. Deutlichere Unterschiede lassen sich im Kontext des Wunschs nach Elternschaft ausmachen (vgl. Gerisch, 2009). Die wechselseitig gestiegenen, teils auch paradoxen Anforderungen an den Partner und die Partnerin sind gleichwohl enorm: Frauen sollen und wollen sowohl Karriere machen als auch Kinder bekommen und hingebungsvolle Mütter, zugleich sexuell attraktiv und optisch perfektioniert sein; Männer sollen ebenfalls am beruflichen Aufstieg orientiert, liebevolle Väter und gleichberechtigte Partner, aber auch leidenschaftliche Liebhaber sein (vgl. auch Illouz, 2022).

Psychodynamisch betrachtet gibt es weitere Differenzierungsmöglichkeiten. In Bezug auf die komplexen Anforderungen an den Anderen vermutet beispielsweise Kernberg (1996, S. 809) hinsichtlich der immer wiederkehrenden Fragen »Was wollen die Frauen? – Was wollen die Männer?«:

»daß Männer eine Frau in vielen Rollen wollen – als Mutter, als kleines Mädchen, als Zwillingsschwester und vor allem als erwachsene Frau und Geliebte. Frauen wollen, aufgrund des schicksalhaften Wechsels des primären Liebesobjektes, Männer sowohl in Vaterrollen als auch Mutterrollen und außerdem als kleinen Jungen, als Zwillingbruder und als erwachsenen Mann und Geliebten. Und auf einer anderen Ebene können sich Männer und Frauen eine homosexuelle

Beziehung oder eine Umkehrung der Geschlechterrollen wünschen, mit dem letzten Ziel, die Grenzen zwischen den Geschlechtern zu überwinden, die für die narzißtische Befriedigung in der sexuellen Intimität zwangsläufig eine Beschränkung darstellen: beide Partner sehnen sich nach einer vollständigen Verschmelzung mit dem geliebten Objekt, mit ödipalen und präödipalen Implikationen, die nie erfüllt werden können.«

Eine weitere wesentliche Veränderung der letzten Jahre liegt in *Bedeutungsveränderungen der Sexualität*, die in einigen Hinsichten auch noch genauer zu untersuchen sind. Der sexuellen Revolution Ende der 1960er Jahre, die man nach den Umwälzungen, die um 1910 erfolgten, als zweite sexuelle Revolution bezeichnen könnte, folgt nach Sigusch (2007) eine dritte Revolution in den 1980er und 1990er Jahren. Sie verlief weit subtiler und unbemerkter als die vorhergehende, insofern dabei die »alte« Sexualität auseinandergelegt und wieder neu zusammengesetzt worden sei. Die Transformation des Sexuellen im Zuge dieser sogenannten dritten Revolution charakterisiert Sigusch anhand von drei Prozessen:

1. *Dissoziationen der sexuellen Sphäre*, zum Beispiel die Dissoziation der sexuellen Sphäre von der Sphäre der sexuellen Reproduktion.
2. *Dispersion der sexuellen Fragmente*:

»Durch die *Kommerzialisierung* von Sexualität, Liebe und Geschlecht wird die Dispersion gewissermaßen physisch und damit greifbar. Sie ist der Versuch, möglichst viele Fragmente und Segmente in die Warenförmigkeit zu pressen und dem Tauschprinzip zu unterwerfen, von der medialen Selbstentlarvung über die Flirtschule, die Partnervermittlung, die Produktion von Keuschheitsgürteln, Penisbekleidungen oder Massagestäben in »weiblicher« Delphinform mit Klitorisstimulator über den Sextourismus und die Kinderprostitution bis hin zum Embryonenhandel« (ebd., S. 14, Herv. i. O.).

3. *Diversifikation der Beziehungsformen* (eingangs bereits skizziert), wobei zugleich Sexualität weniger aufgeladen und selbstverständlicher geworden erscheint.

Gerade bei Jugendlichen und Spätadoleszenten findet sich gegenwärtig eine zunehmende und bemerkenswerte Diskrepanz von konservativen Zukunftsidealen einerseits und polyamorösem Beziehungs- und Sexualverhalten andererseits. Ist die gelebte Praxis oftmals gekennzeichnet von Hook-ups und One-night-stands, also unverbindlichem Gelegenheitssex, so zeigt sich aber auch eine starke Werteorientierung im Sinne der hohen Bedeutung von romantischen Liebesmodellen, von sozialen Bindungen und der Familie, auch in Bezug auf die eigene Zukunfts- und Lebensplanung.

Reiche (2004) spricht von einer neuen Beziehungsform seit den 1990er Jahren, der sogenannten seriellen Monogamie. Denn während Trennungen sowie Scheidungen häufiger sind, realisieren sich gemäß einschlägigen Befunden sexuelle Aktivitäten überwiegend, auch in unterschiedlichen Altersgruppen, in festen Partnerschaften: »Etwa 95% aller Geschlechtsverkehre erfolgen danach in festen Beziehungen, und zwar bemerkenswerterweise unabhängig von Geschlecht, Alter und Wohnort; etwa 1% findet in Außenbeziehungen statt und nur 5% bei Singles, obwohl sie 25% der Befragten ausmachen« (Quindeau, 2007, S. 36).

Hingabe, erotische Obsessionen und rauschhafte, transgressive Lust hingegen gelten als nicht mehr passförmig zum Autonomieideal und tauchen zwar in den öffentlichen Diskursen kaum mehr, wohl aber in kulturellen Produktionen – interessanterweise – wieder vermehrt auf (vgl. Gerisch, 2009; Illouz, 2022). Die Selbstverwirklichungsmaxime des 21. Jahrhunderts scheint in diesem Sinne kaum vereinbar mit der Selbstaufopferung (vgl. auch Verhaeghe, 1998).

»Gebrochen wird mit der Vorstellung, daß die Aufopferung für die andere Person der höchste Beweis für die wahre Liebe ist. Für die Liebe – metaphorisch gemeint – »stirbt« man nicht mehr. Was einst Musterbeispiel für die »wahre« Liebe war, wird nun zu einem persönlichen Problem« (Lentz, 1998, S. 77).

Mehr noch: im öffentlichen Diskurs findet sich zunehmend eine Fokussierung auf die zerstö-

rerischen Dimensionen des Sexuellen: dort ist primär von Perversionen, Kannibalismus und sexuellem Missbrauch die Rede. Es besteht demnach die Tendenz, Sexualität negativ zu mystifizieren und mit Unfreiheit, Gewalt, Missbrauch, Krankheit und Ungleichheit der Geschlechter zu konnotieren.

Auch im psychoanalytischen Diskurs ist vom Verschwinden des Sexuellen die Rede (vgl. Gast, 1992), und erotische Leidenschaften drohen vorschnell pathologisiert und als Ausdruck einer universellen »Borderlinisierung« der Gesellschaft gedeutet zu werden. In therapeutischen Kontexten zeigt sich jedoch vielfach, dass Männer und Frauen oftmals sowohl den Wunsch hegen, souverän und unabhängig zu sein, als auch gesehen, geliebt und begehrt zu werden – und beides als unvereinbar wahrnehmen. Gerade die Generation der 20- bis 30-Jährigen sei, so eine zeitdiagnostische Annahme, heute gleichsam »hin- und hergerissen zwischen dem Diktat der Coolness von Berlin-Mitte und der Sehnsucht nach einem bürgerlichen Leben« (Voigt, 2009, S. 142). Mögliche Paradoxien werden verstärkt durch die Implikationen der digitalen Kommunikation und Mediatisierung. Sie erzeugen strukturell die Illusion der ständigen Verbundenheit, der Verfügbarkeit des Anderen und des In-Beziehung-Seins, während sie zugleich verwendet werden, um damit das Ausmaß der eigenen Abhängigkeit und Bedürftigkeit zu maskieren (vgl. King, 2022).

Während also der Sexualwissenschaftler Sigusch (2007, S. 24) zu dem Schluss kommt:

»Gegenwärtig ist unser Alltag von sexuellen Reizen ebenso überflutet sowie entleert. Das ist eine der zentralen Paradoxien der neosexuellen Revolution. Offenbar werden Erotik und Lust durch deren übertriebene kulturelle Inszenierung, durch deren beinahe lückenlose Kommerzialisierung und elektronische Zerstreuerung wirksamer ausgetrieben, als es die alte Unterdrückung von Verboten vermocht hat«,

ist zugleich festzuhalten: Quer zum Diversifikationsdiskurs, zur Rationalisierung, Digitalisierung und Kommerzialisierung von Liebe,

Sexualität und Romantik scheinen auch Bindungswünsche (und Bindungsängste), das universelle Angewiesensein auf einen anderen, die damit verbundenen Erlebensweisen wie Neid, Eifersucht und Ausgeschlossenheit, die romantischen Ideale von emotionaler Exklusivität, Verlässlichkeit, Vertrauen und Zugehörigkeit sowie spezifische Abwehr- und Bewältigungsstrategien durchaus ungebrochen fortzubestehen.

Zusammengefasst lässt sich folgern, dass sich auch in den spätmodernen Liebesordnungen ein zentraler Kernkonflikt der Subjektwerdung im Sinne einer anthropologischen Konstante, vor allem auch im Zuge der Digitalisierung potenziert und verdichtet, der ein Leben lang um existenzielle Abhängigkeit vom Anderen, Fusions- und Abgrenzungswünsche, Separation und Autonomie, Trennung und Getrenntheit, dem Oszillieren zwischen Integration und Desintegration, letztlich um die so schwer auszubalancierende Nähe-Distanz-Regulation im Sinne von Verbundenheit und Anerkennung der Eigenständigkeit des Anderen kreist.

Insbesondere die qualitativ-empirischen Studien in diesem Band zeigen überdies, wie und in welchem Ausmaß die individuellen psychischen Dispositionen mit ihren ganz unterschiedlichen hinreichend guten wie teils traumatisierenden Beziehungserfahrungen Aufschluss darüber geben, mit welchen, auch unbewussten, Motiven technische Offerten wie Apps oder Techniken der »wunscherfüllenden Medizin« für die Selbst-, Beziehungs- und Lebensplanungsregulation in Dienst genommen werden. Dies reicht bis dahin, dass zum technischen Gerät oder Medium selbst eine projektiv aufgeladene Beziehung hergestellt wird und im Sinne eines Probehandelns damit auch Nähe- und Distanzwünsche auszutarieren versucht werden (vgl. die Beiträge von Stenger et al. sowie Schnackenberg in diesem Heft).

Im ersten Beitrag »Granularität von Geschlechtlichkeit« untersuchen *Jule Friederike Räuichle und Peer Briken* mit Blick auf neue sexuelle Phänomene – wie zum Beispiel die Verflüssigung von Gender – die konzeptuellen Herausforderungen, die sich damit für die Sexualwissenschaft und die Psychoanalyse ergeben. Sie gehen von der Hypothese aus, dass beide

Disziplinen vor der Aufgabe stehen, gesellschaftliche und individuelle Lebensrealitäten im Hinblick auf ihr Theorientableau zu prüfen und zu modifizieren. Vor dem Hintergrund der schon bei Freud konstatierten Bisexualität gehen sie, die allgemeine Verführungstheorie Jean Laplanches aufgreifend, der Frage nach, welche Implikationen sich daraus für die Kategorien von non-binärem Gender und Körpergeschlecht ergeben. Der große Gewinn der allgemeinen Verführungstheorie läge darin, dass mit ihr ein intersubjektiver, durch Kultur und Körper mitgezeichneter Prozess der sexuellen Subjektwerdung mittels grundlegender psychodynamischer Begriffe beschrieben werden könne. Eine Individualisierung von Gender bedeute indes nicht,

»dass sich nun alle ändern würden oder müssten, wie Sigusch (2020, S. 132) bereits in Bezug auf die von ihm beschriebene neosexuelle Revolution feststellte: ›selbst dann, wenn die Strukturveränderungen der allgemeinen Sexual- und Geschlechtsformen wesentlich und auf einige Menschen irreversibel zu sein scheinen, gestatten sie nicht den Schluss, alle Menschen reagierten jetzt ›neosexuell‹ und ›neogeschlechtlich‹. [...] Zeit- bzw. Strukturschichten der Sexualität können zwar allgemein Generationen zugeordnet werden, nicht aber individuell.‹ Die beobachtbaren Veränderungen sind demnach nicht die ›Vorhut einer zu erwartenden, tendenziell massenhaften Weiterentwicklung‹ (Böllinger, 2015, S. 607), sondern eher als übergeordneter Ausdruck einer allgemeineren postmodernen Bewegung zu verstehen« (Räuchle & Briken in diesem Heft, S. 26).

Während Räuchle und Briken einen konzeptuell-theoretischen Rahmen abgesteckt haben, mit dem gesellschaftliche und kulturelle Veränderungen des komplex determinierten Sexuellen neu justiert und integriert werden können, gibt *Anna Rosa Ostern* in ihrem Aufsatz einen Überblick der Ergebnisse ihrer qualitativ-empirischen Forschungsarbeit zum »Ringeln um romantische Liebe« in heterosexuellen Partnerschaften der gegenwärtigen Moderne. Ausgehend von sechs problemzentrierten Interviews,

die sie mit drei Frauen und drei Männern geführt hat, untersuchte sie zunächst, *wie* über die Liebe gesprochen wird, um anschließend im Rahmen einer tiefenhermeneutischen Analyse die unbewussten Wünsche und Fantasien im Kontext ihrer Liebesvorstellungen differenzierter herauszuarbeiten. Abschließend kontrastiert sie ihre Ergebnisse vor dem Hintergrund der klassischen Charakteristika des romantischen Liebesideals, wie zum Beispiel der Untrennbarkeit von Liebe und Ehe. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass diese zwar im Wesentlichen nicht mehr gültig seien, sich wohl aber ein latentes Weiterleben des romantischen Liebesideals konstatieren ließe:

»In der deutlichen Ablehnung der Einheit von Liebe und Heirat zeigt sich kontraintuitiv eine Verstärkung der Liebesbedeutung: Nicht die Heirat, sondern die Liebesbeziehung an sich [...] soll die Aufrichtigkeit des Gefühls bestätigen. Diese Aufrichtigkeit des Gefühls scheint jedoch bedroht, denn sie muss durch eine allumfassende Kommunikation abgesichert werden. Die Einheit von sexuellem Begehren und affektiver Zuneigung wird abgelehnt, umso stärker zeigt sich jedoch die Notwendigkeit *emotionaler Exklusivität* – und damit ein romantisches Kernelement« (vgl. Ostern in diesem Heft, S. 40).

Die folgenden, empirisch-qualitativ fundierten, Beiträge stehen ganz im Zeichen der Bedeutung und Auswirkungen des Digitalen auf die Ausformungen von Beziehungen, Begehren und sexuellen Wünschen, im Spannungsfeld von Nähewünschen und Näheabwehr.

Das AutorInnenteam *Maike Stenger, Ramona Franz, Benedikt Salfeld, Micha Schlichting, Benigna Gerisch* und *Vera King* fokussiert in seinem Beitrag »Beziehungsgestaltung im Kontext des digitalen Wandels« die Ausgestaltung von Beziehungen vor dem Hintergrund digitaler Metrisierung. Ausgehend von Befunden des Forschungsprojektes »Das vermessene Leben« wird untersucht, wie sich Varianten von Beziehungsgestaltungen mit digitalen Messpraktiken verbinden, zum Beispiel durch Zahlen- und Vergleichslogiken auf Social Media Plattformen. Beispielhaft wird anhand von zwei narrativ-



biografischen Interviews gezeigt, wie psychische Dispositionen, technische Offerten und gesellschaftliche sowie kulturelle Wandlungen ineinandergreifen. So tritt insbesondere die Bedeutung von Vergleichsprozessen, auch im Sinne der Regulation des Selbstwertes, hervor, die zugleich immer schon mit teils riskanten, selbstwertdestabilisierenden sowie beschämenden Effekten einhergehen können. Dies gelte vor allem dann, wenn die Flucht in die digitale Welt bereits selbst mit der Abwehr von bedrohlich erlebten realen Beziehungserfahrungen verknüpft ist. Überdies zeigt sich, dass ganz übergreifend zentrale Lebensthemen mittels Social Media und Selftracking verhandelt, vor allem aber digitale Metrisierungspraktiken zur Regulation von Beziehungswünschen und -ängsten eingesetzt werden, nicht selten verbunden mit dem Verzicht auf lebendige Beziehungen zu Anderen.

Der Beitrag von *Carolin Schnackenberg* knüpft insofern an den vorangegangenen an, als sie die zentrale Relevanz des Digitalen in ihrer »Tiefenhermeneutische[n] Untersuchung zur subjektiven und psychodynamischen Bedeutung der Dating-App Tinder« aufgreift. Sie rekonstruiert anhand von zwei ausgewählten Fallbeispielen aus einer psychoanalytisch-tiefenhermeneutischen Interviewstudie typische Beziehungsmuster, die Aufschluss darüber geben, wie sich der Übergang von der fantasierten zur realen Begegnung mit einem anderen vollzieht und im Kontext des Mediums Tinder inszeniert und reguliert wird. Von übergreifender Bedeutung ist, dass die App Tinder nicht nur einen gleichsam auf Dauer gestellten, phantasmatisch ausgestalteten Übergangsraum schafft, in dem sich Ersehntes potenziell immerzu erfüllen kann, sondern einem zugleich Ängste, Konflikte und Risiken erspart bleiben. Des Weiteren ist der Befund interessant, dass schon zum Medium selbst eine spezifische, teils zutiefst ambivalente Bindung hergestellt, gar eine suchtähnliche Abhängigkeit induziert wird, bei gleichzeitiger Verleugnung der als bedrohlich erlebten Abhängigkeit von einem realen, bedeutungsvollen Anderen, der in der Fantasie als verfügbar und kontrollierbar erscheint.

Der phantasmatisch ausgestaltete Andere,

der gleichermaßen herbeigesehnt wie gefürchtet wird, spielt auch in dem folgenden Beitrag eine zentrale Rolle, fokussiert auf die autoerotische Praktik der Masturbation. So richtet *Aaron Lahl* seinen Blick in dem Artikel »Guilty pleasure. Rekonstruktion eines Falles von konflikthaftem Pornografiekonsum« auf die psychische Bedeutung von Online-Pornografienutzung, die zu den bedeutendsten sexualkulturellen Transformationen der letzten Dekaden gezählt werden könne. Lahl geht aus von empirischen Befunden, die eine eklatante Zunahme des Konsums verzeichnen und, wie kritisch konstatiert wird, eine »Pornografisierung der Gesellschaft« zum Ausdruck bringen sowie der auch in psychoanalytischen Kontroversen umkreiste Pathologieverdacht der Nutzer. Er rekonstruiert anhand eines Probandeninterviews aus einer Studie die psychischen Bedeutungsebenen der Pornografienutzung: uneingestandene Wünsche nach Unabhängigkeit und Ungebundenheit, aggressive und perverse Triebregungen und männliche Größenfantasien. Damit sei zugleich die gesellschaftliche Funktion von Pornografie umrissen, da Wünsche in ihr deponiert werden könnten, die mit herrschenden, auch normativen Beziehungsformen und -idealen unvereinbar seien. Zugleich bleibt die Frage, »ob der gesellschaftliche Bedeutungszuwachs der Pornografie eine wirklich neuartige sexualkulturelle Konstellation zum Ausdruck bringt« oder ob »Pornokonsum als intimitätsbefreite Sexualpraxis, in der Dominanzwünsche ausgelebt werden und sexuelles Versagen nicht zu befürchten ist [...], sozusagen als der Erholungsort von neuen sozialen Anforderungen ans (männliche) Individuum« verstanden werden könne (Lahl in diesem Heft, S. 78).

Abschließend wendet sich *Julia Schreiber* in ihren Beitrag zum »Psychische[n] Erleben und Deuten von Paarbeziehungen im Kontext von Reproduktionsmedizin« der zunehmenden Inanspruchnahme von Fortpflanzungstechnologien zu. Sie fragt, wie sich dadurch die Bedingungen für die Realisierung von Kinderwunsch und Familiengründung veränderten, wie und auf welche Weise sich die Gestaltungsmöglichkeiten für partnerschaftliche Beziehungen im Übergang zur Elternschaft erweiterten – und

schließlich, welche neue Formen des psychischen Erlebens und der Deutung von Intimität und Paarbeziehung hervorgebracht werden. Vor dem Hintergrund von zwei Fallvignetten wird exemplarisch herausgearbeitet, wie sich Praktiken und Bedeutungen der Reproduktionsmedizin mit biografischen Beziehungserfahrungen verknüpfen und damit psychisch auch bedeutsam werden können in Hinblick auf die Bewältigung latenter Konflikte, unbewusster Wünsche und Ängste im Übergang zur Elternschaft. Darüber hinaus wird aufgezeigt, wie entsprechende Technologien gesellschaftlich relevante Diskurse von Selbstbestimmung und Machbarkeit befördern, zugleich aber psychische, konfliktreiche Dispositionen sowie universelle Erlebensweisen wie Verletzlichkeit, Bedürftigkeit und Angewiesenheit auf andere teils ausgeblendet, gar verleugnet werden.

Die Beiträge umreißen aus unterschiedlichen disziplinären und subdisziplinären Perspektiven markante Wandlungen von Beziehungsmodellen, Wünschen, sexuellen Sehnsüchten und Praktiken in der gegenwärtigen Moderne, auch wenn sie sich hierbei überwiegend auf heterosexuelle Liebesordnungen beziehen. In den empirisch-qualitativen Studien wird zu verdeutlichen versucht, auf welche Weisen sich für die Subjektgenese konstitutive und psychisch strukturell relevante Parameter – durchaus auch jenseits von gegenwärtig dominierenden Diskursen forciert Unabhängigkeit – teils maskiert oder ins Digitale projiziert, zum Ausdruck bringen, die im Kern um Bindungswünsche und Bindungsängste sowie um Selbstverwirklichungsideale und zugleich um ein an einen Anderen adressiertes, unerschütterliches Begehren kreisen. Diese Befunde werfen insofern auch einen erhellend-kritischen Blick auf dystopische, soziologische Prognosen, die vom Verlust des Begehrens (Han, 2012), der kuratierten Beziehung (Reckwitz, 2017) oder der Verflüssigung und Flüchtigkeit der Bindungen (Illouz, 2011) sprechen.

## Literatur

- Gast, L. (1992). *Libido und Narzißmus. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs*. ed. diskord.
- Gerisch, B. (2009). »Wo sie lieben, begehren sie nicht, und wo sie begehren, da können sie nicht lieben«: Psychoanalytische Anmerkungen zur weiblichen und männlichen Triebhaftigkeit. In O. Gutjahr (Hrsg.), *Reigen von Arthur Schnitzler* (S. 57–80). Königshausen & Neumann.
- Giddens, A. (1993). *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Fischer TB.
- Han, B.-C. (2012). *Agonie des Eros* (4. Aufl.). Matthes & Seitz.
- Illouz, E. (2011). *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung* (4. Aufl.). Suhrkamp.
- Illouz, E. (2022). *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und Shades of Grey* (2. Aufl.). Suhrkamp.
- Kernberg, O.F. (1992). Aggression und Liebe in Zweierbeziehungen. *Psyche*, 46, 797–820.
- King, V. (2022). Soziale Beziehungen im Zeitalter der Digitalisierung. In D. Huber & M. Ermann (Hrsg.), *Autonomie und Bezogenheit. Neue Entwicklung aus psychodynamischer Perspektive* (S. 36–56). Kohlhammer.
- King, V. & Gerisch, B. (2019). Editorial. Digitalisierung – Folgen für Kultur und Psyche. *Psyche*, 73, 633–643.
- King, V., Schreiber, J., Uhlendorf, N. & Gerisch, B. (2021). »Da habe ich eben Besseres vor«: Wie sich Effizienz- und Optimierungsimperative auf Beziehungen sowie Sorge für sich und andere auswirken. In V. King, B. Gerisch & H. Rosa (Hrsg.), *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche* (2. Aufl., S. 101–121). Suhrkamp.
- Lentz, K. (1998). »Romantische Liebe – Ende eines Beziehungsideals?«. In K. Hahn & G. Burkhardt (Hrsg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen* (S. 65–85). Opladen
- Quindeau, I. (2007). »Fit for Fun« – Sexuelle Funktionsstörungen in der Spaßgesellschaft. *psychozial*, 110(4), 35–48.
- Reckwitz, A. (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten* (5. Aufl.). Suhrkamp.
- Reiche, R. (2004). *Triebchicksal der Gesellschaft. Über den Strukturwandel der Psyche*. Campus.
- Sigusch, V. (2007). Kultureller Wandel der Sexualität. In ders. (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (4., überarb. Aufl., S. 8–24). Thieme.
- Statistisches Bundesamt: [https://www.destatis.de/DE/Home/\\_inhalt.html](https://www.destatis.de/DE/Home/_inhalt.html)
- Sternberg, R.S. (1997). Construct validation of a triangular love scale. *European Journal of Social Psychology*, 27, 313–335.
- Verhaeghe, P. (1998). *Liebe in Zeiten der Einsamkeit. Drei Essays über Begehren und Trieb*. Turia & Kant.
- Voigt, C. (2009). Keine Angst vor Peinlichkeit. *Der Spiegel*, (12), 142–143.
- Wutzler, M. & Klesse, J. (2019). Übergänge in die Ehe: Paare zwischen Eigenständigkeit und familialer Bindung. Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018.

### **Die Herausgeberinnen**

*Benigna Gerisch*, Prof. Dr. phil., Diplom-Psychologin, Psychologische Psychotherapeutin, Psychoanalytikerin (DPV/IPA). Professorin für Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse an der International Psychoanalytic University in Berlin. Publikationen und Forschungsprojekte unter anderem zur Suizidalität und Geschlechterdifferenz, psychoanalytischen Körperkonzepten sowie (autodestruktiven) Körperpraktiken. Transdisziplinäre Forschungsprojekte zu den »Aporien der Perfektionierung« sowie »Das vermessene Leben«, jeweils geleitet von V. King, B. Gerisch und H. Rosa.

*Vera King*, Prof. Dr. phil., Geschäftsführende Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts sowie Professorin für psychoanalytische Sozialpsychologie und Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Forschungsprojekte zu Folgen gesellschaftlichen Wandels für Kultur und Psyche, z.B. im Kontext der Digitalisierung, zum neuen Autoritarismus sowie zu methodologischen Fragen sozialpsychologischer Analysen; u. a. Sprecherin der Verbundprojekte »Aporien der Perfektionierung« und »Das vermessene Leben«, je geleitet von V. King,

B. Gerisch, H. Rosa; und Leiterin des Teilprojekts »Reproduktives Timing« im Kontext einer DFG-Forschungsgruppe.

### **Kontakt**

Prof. Dr. Benigna Gerisch  
Psychoanalytikerin (DPV/IPA)  
International Psychoanalytic University Berlin  
Stromstraße 3b, Raum: 1.17  
10555 Berlin  
E-Mail: [benigna.gerisch@ipu-berlin.de](mailto:benigna.gerisch@ipu-berlin.de)

Prof. Dr. Vera King  
Fb Gesellschaftswissenschaften  
Goethe-Universität Frankfurt/M.  
Theodor-W.-Adorno-Platz 6  
60323 Frankfurt/M.

Geschäftsführende Direktorin  
Sigmund-Freud-Institut  
Forschungsinstitut für Psychoanalyse und ihre  
Anwendungen  
Myliusstr. 20  
60323 Frankfurt/M.  
E-Mail: [king@sigmund-freud-institut.de](mailto:king@sigmund-freud-institut.de)